

Von der Gleichstellungsbeauftragten wurde ich gebeten, ein Selbstportrait von mir zu skizzieren, um jungen Frauen die Chancen einer wissenschaftlichen Laufbahn aufzuzeigen. Das möchte ich gerne tun.

Ich bin Professorin für Sozialpsychologie und Allgemeine Psychologie am Institut für Psychologie im Fachbereich Bildungswissenschaften. Ich habe Psychologie, Philosophie und Soziologie in Bielefeld studiert und mein Diplom in Psychologie 1987 absolviert. Ich habe 1990 in Psychologie promoviert und 1998 habilitiert. Parallel zu Studium und Promotion habe ich eine vierjährige therapeutische Zusatzausbildung gemacht, hatte während meiner Habilitation mehrere Forschungsaufenthalte in New York und Los Angeles. Ich lebe mit meinem Mann und meinen vier Kindern (16, 12, 5 und 2) seit fünf Jahren in Essen.

Wie ich es sehe, sind für Studentinnen und junge Nachwuchswissenschaftlerinnen zwei Fragen für die Planung ihres beruflichen Werdegangs besonders interessant: 1. Was kann ich tun, um meinen akademischen Werdegang soweit wie möglich voranzubringen? Und 2. Wie kann ich meine akademischen Wünsche an meine Laufbahn mit einem Wunsch nach einer eigenen Familie verbinden? Dies sind die Fragen, die ich am häufigsten gestellt bekomme und ich möchte diesen Platz für zwei persönliche Antworten nutzen.

(1) Man kann seinen akademischen Werdegang insoweit gut voranbringen, als dass man sich von Anfang an bemüht, sehr gut zu publizieren (national und international) und sich nachhaltig nationale wie internationale Kontakte aufzubauen. Für mich war es horizontenerweiternd bei den Forschern zu arbeiten, deren Gebiete meine Forschungsinteressen bereichern konnten. All dies muss man mit formalen Qualifikationen verbinden: Studiumsbescheinigungen, Promotion, Habilitation, Publikationen. Das setzt ein wirkliches Interesse an einer Fragestellung voraus. Es muss etwas in der Disziplin geben, in der man sich spezialisieren möchte, das einem sinnvoll erscheint und Spaß macht. Das ist das A und O.

Es ist nicht einfach, ein solches Gebiet zu finden. Ich wollte nicht schon immer Psychologin werden, aber ich habe mich immer sehr für Menschen interessiert. Das hat sich in meiner Jugend in einer großen Leidenschaft für Schauspiel niedergeschlagen, so dass ich niemals genug Dramen und Romane lesen konnte und lange aktiv selber Theater gespielt habe. Ich hätte mir auch vorstellen können, in den forensischen Bereich zu gehen. Eine Zeitlang wollte ich Dolmetscherin werden. Zur Zeit meines Abiturs wollte ich Schauspiel studieren. Ich wurde von meiner Schule für ein Schauspielstipendium empfohlen. Dieser Plan verzögerte sich, so dass ich als Notlösung ein Studium der Psychologie begann. Dies war ein Fach, dem ich völlig neutral gegenüberstand. Schon nach ein paar Wochen liebte ich es, und das ist auch so geblieben. Besonders von der Sozialpsychologie – hier geht es um die Interaktionen zwischen Menschen, deren Ursachen, Gestaltung und Folgen dieser – war ich begeistert. Trotz häufiger inhaltlicher Zweifel konnte ich sehr schnell in vielen Forschungsprojekten als studentische Hilfskraft mitarbeiten und bin in der Wissenschaft geblieben mit zeitweiligen parallelen Eskapaden in andere psychologische Berufe. Das hört sich simpel an, aber man muss es aushalten können, dass man nicht immer mit Sicherheit weiß, wie die eigene Laufbahn weitergeht. Es muss also soviel Spaß bringen, dass die berufliche Unsicherheit weniger wiegt.

Meine Mentoren waren nicht immer zuverlässig. Hinter meiner Laufbahn steht kein starker Mentor und auch keine starke Mentorin. Ich mußte sehr viel alleine regeln. Oft wußte ich nicht wie es beruflich weitergeht. An manchen Schnittstellen hätte es auch scheitern können. Meine Antwort auf die erste Frage ist also: Man muss sich nicht von Anfang an festlegen. Man sollte ausprobieren und das machen, was einen wirklich interessiert. Dann ist man motiviert und kann auch die Voraussetzungen schaffen, um Publikationen und Kontakte zu realisieren, die einen in diesem Gebiet weiterbringen. Das richtige Gebiet ist das, in dem man

Ideen erzeugen kann. Das bedeutet auch gerade für die Zeit des Studiums, sich nach links und rechts umschaun, in laufende Forschung hineinschnuppern, Unbekanntes ausprobieren, produktiv sein, mit WissenschaftlerInnen ins Gespräch kommen, aktiv teilnehmen. Dennoch kann man einen solchen Werdegang nicht wirklich kontrollieren. Man kann nur die bestmöglichen Voraussetzungen schaffen, die Erfolg wahrscheinlicher machen. Automatisch erwirbt man so eine hohe Frustrationstoleranz.

(2) Eine wirkliche Schwierigkeit, die ich bei meinen KollegInnen aus meiner Qualifikationsphase beobachtet habe, ist die häufig anzutreffende Intoleranz gegenüber den vielen Ambivalenzen und Anforderungen, die entstehen, wenn eine Wissenschaftlerin Mutter wird oder werden möchte, sowohl auf Seite der Nicht-Beteiligten als auch der jungen Mütter. Das habe ich nie als mein persönliches Problem empfunden, sondern als ein allgemeines Problem in Deutschland. Aus den USA wußte ich, dass es auch anders geht. Hier geben die Wissenschaftlerinnen an den großen Universitäten ihr Kind schon nach wenigen Monaten in der uniinternen Kita ab, sie können es zwischendurch stillen und sehen. So erleben sie viel seltener einen Bruch in ihrer Biographie. Da es normal ist was sie tun, werden sie auch nicht von ihren KollegInnen als weniger belastbarer angesehen und erleben nicht die emotionalen Achterbahnen aus Schuldgefühlen und Versagensängsten wie ihre deutschen Kolleginnen. Es ist schade, dass es an unserem Campus nicht eine solche Einrichtung gibt, die die Vorteile eines flexiblen ergebnisorientierten Berufs auch für junge Mütter und auch junge Väter nutzbar macht.

Drei meiner Kinder kamen karrieretechnisch zu sehr ungünstigen Zeitpunkten. Aber Kinder kommen immer ungünstig, wenn man noch etwas anderes vor hat. Wir haben als Familie verschiedene Modelle ausprobiert: Halbtagsbetreuung mit ergänzender Kinderfrau, Ganztagsbetreuung. Alle Modelle haben Vor- und Nachteile. Alle Nachteile werden in jedem Modell ungemein abgemildert, wenn der Partner symmetrisch bei den Familienorganisationspflichten mitwirkt und beide Partner sich gegenseitig in der Familienorganisation und -führung und vor allem in der Ausübung ihrer beruflichen Tätigkeiten unterstützen. Sind die Verhältnisse asymmetrisch, ist es auch machbar, aber ungleich anstrengender und möglicherweise eine persönlich große Belastung. Mit dem gegenwärtigen Modell unserer Familie, Ganztagsbetreuung für die kleinen Kinder und Selbstständigkeit der großen Kinder bei symmetrischer Familienorganisation, sind wir am zufriedensten. Es ist schön, so zu leben, macht aber viel Arbeit.

Ich schätze mich glücklich, meiner Lieblingstätigkeit nachgehen zu können: sozialpsychologisch forschen und Sozialpsychologie zu lehren. Nach 21jähriger Arbeit in der Forschung bin ich immer noch begeistert, auch wenn ich meine Forschungsthemen mehrfach geändert habe.